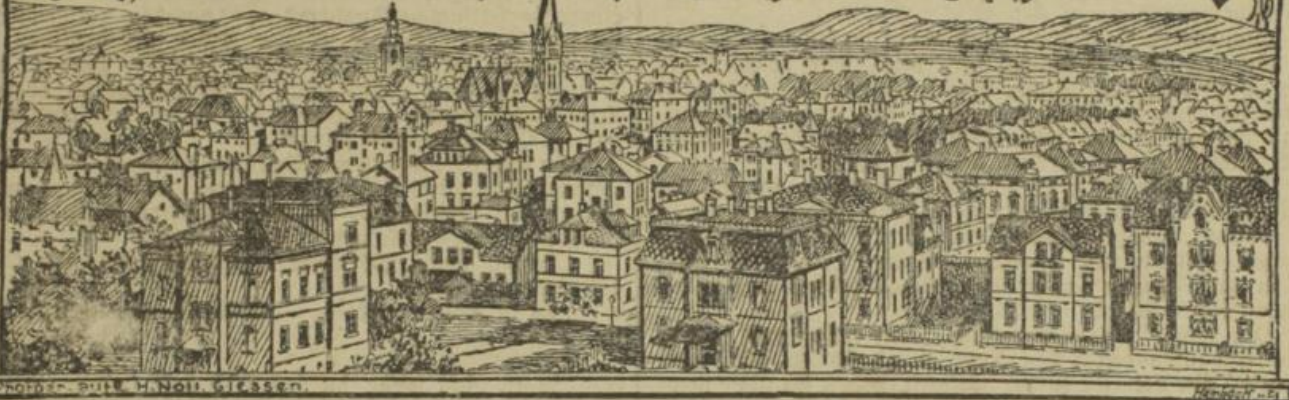


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

5.

O laß dich halten, goldne Stunde.  
Die nie so schön sich wieder beut!

Es Brust an Brust, so ganz mein eigen,  
So halt ich dich, geliebtes Bild!  
Es rauscht die Nacht, die Lippen schweigen,  
Und Seele tief in Seele quillt.

Ich bin dein Glück, du meine Wonne,  
Ich bin dein Leben, du mein Licht,  
Was soll uns Tag, was soll uns Sonne?  
Du schöne Nacht, entließ uns nicht!

Otto Roquette.

Eine zauberisch schöne Nacht, so warm und schmeichelnd ble Luft, so durchtränkt vom Duft der Rosen und dem betäubend süßen Geruch der Magnen, so verheißungsvoll in der Stille, die nur von den schluchzenden Sehnsuchtstauten der Nachtigall unterbrochen wurde, daß heut' jeder Kummer, jedes Weiterdenken aufhören mußte!

„Zwei Tage nicht gesehen! O Liebster, wie ist mir die Zeit lang geworden,“ flüsterte Mary, sich innig in Wolfs Arm schmiegend — wie immer saßen sie unter der großen Linde, wo es so köstlich in der stillen Dämmerung war.

„Und wie ich mich nach dir gesehnt habe, Maus, brauche ich wohl nicht erst zu sagen,“ entgegnete er, sie mit entzückten Blicken betrachtend, „wie schön du wieder aussehest!“

„Du Schmeichler,“ lächelte sie, „mache mich doch nicht eitel!“ Und wieder kosteten sie miteinander. — „Du, Wolf, hast du auch dein Bild für Bergers mitgebracht? Wir hatten es ihnen versprochen.“

„Natürlich, mein Lieb! Ich vergesse nichts, was ich einmal gesagt!“

„Dann lasse es uns hintragen; ich habe das meine auch!“

„Warte doch noch bis nachher; wollen wir nicht den schönen Abend noch für uns genießen? Es ist doch so köstlich,“ bat er.

„Das können wir trotzdem noch. Ich möchte Mutter Berger noch eine Kleinigkeit geben; sie ist nicht gern allein; ihr Mann ist bei Wilhelm. Nachher möchte ich dich noch etwas fragen.“

„Dann komm, Maus! — Wir halten uns aber nicht lange auf; denn auch mir liegt etwas am Herzen — wegen neulich.“ Er nahm ihr ein kleines Paketchen ab und sie gingen zu Frau Berger, mit großer Freude von ihr begrüßt.

„Ich habe ja schon gewartet; mir ist's so gruselig;

Berger ist heute mal zu Wilhelm gegangen. Gegen 10 wollte er zurück sein.“

„So spät ist's ja noch lange nicht, Mutter Berger!“ meinte Wolf.

„Nun sehen Sie sich man, Fräulein Mariechen (ste konnte sich an das fremd klingende Mary nicht gewöhnen). Fräulein Mariechen trinkt ein Glas Limonade, ja?“ Und während die Alte geschäftig hin und her eilte, öffnete Mary das Paket und nahm eine hübsch garnierte schwarze Haube, sowie ihr Bild heraus.

„Was soll das?“ fragte er.

„Paß nur auf, mein Schatz, wie sie sich freuen wird. Die Haube habe ich gestern abend gearbeitet, und dabei an dich gedacht, wie du dich im Kasino amüsieren würdest!“

„Wie hübsch von dir! — Ach, und dein Bild!“ Entzückt betrachtete er es und führte es dann an seine Lippen.

„Geh, Wolf — was tust du? Du hast mich doch!“ Und sich auf die Fußspitzen stellend, reichte sie ihm mit allerliebster Geberde den Mund zum Kusse. „Nun aber schnell dein Bild, Liebster!“

Frau Berger trat da mit der Limonade herein. „Für den Herrn Leutnant habe ich eine Flasche Bier, die er hoffentlich nicht verschmähen wird!“ Man sah ihr an, wie freudig erregt sie war, ihren Gästen etwas anbieten zu können.

„Das ist recht, Mutterchen,“ sagte Wolf freundlich, „ich habe gerade viel Durst, und Wasser ist so dünn!“

„Mutter Berger, sehen Sie doch nur,“ rief da Mary freudig. Die Alte trat an den Tisch. Ihr erster Blick fiel auf die Bilder. „O je, o je — nein so was — und so ähnlich, wie aus den Augen geschnitten!“ Und abwechselnd betrachtete sie bald das eine, bald das andere Bild.

„Und sehen Sie die schöne Haube nicht, die meine Mary Ihnen gebracht hat?“ fragte da Wolf. Da sah die Alte das für sie bestimmte Geschenk. — „Was, die soll ich haben? O, die ist viel zu schön für mich,“ und Tränen der Rührung traten in ihre Augen, wie sie das „Kunstwerk“, wie Wolf scherzend sagte, in die Hand nahm und von allen Seiten betrachtete.

„Nein, Mutter Berger, die ist noch lange nicht gut genug für Sie! Die tragen Sie immer und denken dann an mich — die habe ich Ihnen aus Dankbarkeit genäh! Und die Bilder sollen Sie immer an uns erinnern, wenn wir nicht mehr hier sind!“

„Ihr guten Kinder! Möchte sich nur recht bald euer Wunsch erfüllen,“ sagte da Frau Berger gerührt, „daß Ihr recht bald Mann und Frau werdet!“ Wolf und Mary sahen sich tief in die Augen — war das doch ihr sehnlichster Wunsch. Nach einer kleinen Weile verabschiedeten sie sich und gingen, begleitet von Frau Bergers Dankesworten. Arm in Arm schritten sie wieder hinaus in die schweigende Nacht. „Was wolltest du fragen?“ nahm Wolf zuerst das Wort.

„Vorgestern mittag sah ich dich mit Fräulein Ulrich — ach, Wolf, das tat mir so weh!“

„Märchen ist doch nicht etwa eifersüchtig? — Sieh, Kind, meine Stellung legt mir viele gesellschaftliche Verpflichtungen auf, denen ich mich unmöglich entziehen kann; ich verkehre in dem Hause Ulrich, werde dort viel eingeladen, und deshalb kann ich das Fräulein nicht gut vernachlässigen, trotzdem sie mir im höchsten Grade unsympathisch ist.“

„Wirklich, Wolf?“ Und fragend sah sie zu ihm empor.  
„Ja, Kind. Ein herzloseres, oberflächlicheres Geschöpf ist mir noch nicht vorgekommen —“

„Und doch wird geredet, schon lange, du würdest dich mit ihr verloben! Sie ist hübsch und reich, sehr reich! Stets kauft sie die teuersten Hüte in unserem Geschäft und ist dabei so peinlich und so wenig angenehm, daß jeder sich scheut, sie zu bedienen; mich trifft stets dies Los; Frau Gündel schickt mich stets; die fürchtet sich auch vor ihr!“

„Das glaube ich gern, solchen Eindruck macht sie! Ist es ihr bisher nicht gelungen, mein Herz zu erobern, ist es jetzt völlig unmöglich, die kleine Mary daraus zu verdrängen. Bist du nun zufrieden, Kleine?“ fragte er, zärtlich in ihre großen leuchtenden Augen sehend und ihren Arm an sich drückend.

„Ja, Wolf,“ sagte sie einfach. „Nur gehen mir jetzt so ernste Gedanken durch den Kopf — ob ich dir doch nicht hinderlich bin betreffs deiner Zukunft. Wenn du nicht mehr Soldat bist — würde dir denn der Beruf bei der Polizei oder an der Steuer zusagen? Ich glaube es nicht! Ach, ich bin nur ein einfaches Mädchen ohne Rang und Namen — du dagegen — du klopfst sicher nirgends vergeblich an, auch wenn du dir in den höchsten Kreisen eine Lebensgefährtin suchen wolltest!“

„Aber Mary —“

„Laß mich nur ausreden, Wolf! Da denke ich dann, es wäre vielleicht besser gewesen, wir hätten uns niemals gesehen —“

„Mary,“ unterbrach er sie erregt, ihre Hand fest pressend. „Mary, wenn du mich wirklich lieb hast, dann sage so etwas nicht wieder — oder reut es dich vielleicht, dem armen Offizier anzugehören? Deine Schönheit könnte dir viel einbringen — Geld und Macht und Glanz, was ich dir nicht bieten kann!“

Da sah sie ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, der ihn veranlaßte, nicht weiter zu reden. Sie verstanden sich schon. —

Beide schwiegen; die Mondnacht umfing sie mit ihrem Zauber — alles schien aufgelöst in Duft und Glanz. Ganz wie absichtslos gingen sie einen schmalen Weg, der an beiden Seiten mit dicht belaubten Bäumen bestanden war, deren Zweige ineinander saßen, wodurch kein Lichtstrahl bringen konnte, so daß es seltsam dunkel um sie her war. Zitternd schmiegte sich Mary fester an ihn.

„Fürchtest du dich mein Lieb?“ fragte er leise, gleichsam als scheue er sich, mit einem lauten Worte den Zauber, der sie umwob, zu zerreißen. Statt aller Antwort schüttelte sie den Kopf und schaute lächelnd zu ihm empor. Er konnte es nicht sehen — aber er fühlte, daß ihre Augen ihn suchten, und er beugte sich nieder, den rosigen Mund zu küssen.

„Heut' sind es vier Wochen, Wolf, daß wir uns kennen — es war auch solch eine wundervolle Nacht! Nicht wahr, du bist glücklich?“

„Unfassbar, mein Lieb! Bleibe du mit mir nur treu und gut; dann bin ich zufrieden! Bisher war ich ein einsamer Mann; deine Liebe hat mich erst gelehrt, mein Leben zu lieben! Ach, Mary, wären wir nur erst vereint, dann bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig! Wie wollen wir dann erst glücklich sein!“

„Wolf, kennst du das Gedicht: „O, laß dich halten, goldne Stunde?““

„Nein, Märchen, Gedichte kenne ich nicht,“ lächelte er. „O, es ist schön — es steht in dem Buche, das du mir neulich mitgebracht hast.“

Und mit ihrer süßen Stimme begann sie die Strophen des Gedichtes herzusagen. Aufmerksam hörte er zu —

„Was soll uns Tag, was soll uns Sonne? Du schöne Nacht, entflieh uns nicht!“ wiederholte er die Endzeilen, als Mary geendet.

„Ich weiß nicht, Wolf, wie mir heute ist,“ sagte sie, „ach, ich bin so froh, so glücklich!“ Sie blieb stehen und schlang die Arme um seinen Hals, seinen Kopf zu sich niederziehend und in sein Ohr flüsternd „O Wolf, wie lieb

ich dich doch!“ Da preßte er sie toll an sich und hob sie in seinen Armen empor —

„So Brust an Brust, so ganz mein eigen,

„So halt ich dich geliebtes Bild“

flüsterte er ihr heiß zu und bedeckte ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küßen.

In diesem Augenblick verließ er mit seiner süßen Bürde die dunkle Allee und trat auf einen freien Platz hinaus. Das Mondlicht fiel hell auf Marys schönes Gesicht; ihre fast schwarz schimmernden Augen schauten ihn mit einem so seltsamen Ausdruck an; um den halbgeöffneten rosigen Mund, der die weißen Zähne hervorblicken ließ, schwebte ein weiches, sehnsüchtiges Lächeln, und auf ihren Wangen lag eine rosige Glut. — Wieder preßte er voller Leidenschaft seinen Mund auf den ihren, und ebenso heiß gab sie ihm seine Küsse zurück.

Da kam sie plötzlich zur Besinnung. „Nein, Wolf, nein!“ wehrte sie ängstlich seinen stürmischen Liebkosungen und sich fest an ihn schmiegend, bat sie mit ihrer süßen Stimme: „Laß uns nach Hause gehen, Geliebter!“

„Schon, mein Märchen?“ entgegnete er, ihr tief in die Augen schauend.

„Es ist wohl besser — — ach Wolf, mir ist auf einmal so bang.“

„Aber Kind —“

„Wolf, nicht wahr, du hast mich doch immer lieb? Du wirst mich nie verlassen?“ fragte sie — ihr Gesicht war plötzlich so bleich geworden, und ängstlich sah sie ihn an.

„Wie kommst du wieder zu solchen Fragen, Kind? Auf mein Wort kannst du bauen — du wirst mein süßes Weib! Quäle mich und dich doch nicht unnützlich!“

„Sei nicht böse, Wolf! Aber ich bin so glücklich, daß ich denke, es kann nicht von Dauer sein! Manchmal in der Nacht fahre ich voller Schrecken auf — das Herz droht mir stillzustehen — mir ist es dann, als hätte ich dich verloren! Und ich kann doch nicht mehr ohne dich sein, so fühle ich mich mit dir verwachsen!“

„Beruhige dich doch, mein Liebling! Mir geht es ja ebenso — daß ich mir mein Leben ohne dich nicht mehr denken kann! — Sei gut und verbanne diese schwarzen Gedanken! Wir wollen uns doch gegenseitig nicht mehr mit den ewigen Fragen nach Liebe und Treue quälen! Wir wissen jetzt, daß wir uns lieben; da bedarf es also keiner weiteren Beteuerungen.“ Und zärtlich strich er über ihre Haar.

Mary war mit sich unzufrieden; es war ihr, als ob sie etwas an Wolf gut zu machen hätte. „Küsse mich,“ bat sie; er tat es — „noch mehr, Wolf.“ Er kannte sie in ihrer Leidenschaft nicht wieder, die alle Schranken durchbrach. Ihre Lippen und Wangen glühten, und sie zitterte.

„Mein Liebling,“ sagte er leise, mit müder Stimme, und streichelte sie.

Sie durften sich wohl nicht mehr so oft treffen; der alte Berger hatte recht; es war für sie beide nicht gut. Und doch konnte und wollte er auf die Zusammenkünfte mit der Geliebten nicht verzichten, so lange es sein konnte — wer weiß, wie lange es noch währte, dann war sie nicht mehr in der Stadt, und er geizte doch mit jedem Augenblicke!

Sie begaben sich auf den Heimweg; Wolf trug seit einiger Zeit Zivilleidung; so konnte er sein Lieb wenigstens, ohne aufzufallen, nach Haus geleiten.

(Fortsetzung folgt.)

## Gift und Giftwirkung.

Von Dr. Max Lauen.

Die Gerichtsverhandlung gegen den vielfachen Giftmörder Hofp, die so großes Aufsehen erregt, führt uns die grausige Wirkung dieser heimtückischen Mordwaffe wieder vor Augen und veranlaßt uns, die Geschichte der Giftwirkung und ihre moderne wissenschaftliche Erforschung zu verfolgen. Uralt ist ja die Kenntnis von Pflanzenstoffen, deren Genuß dem Menschen Schaden zufügt, ja sogar ihm den Tod bringen kann. Seit unordenlichen Zeiten hat man auch von dieser Wissenschaft Gebrauch gemacht, um vermittelst der Gifte, einer Schöpfung böser Dämonen zum Verderben der Erdenbewohner, den Feind aus dem Wege zu räumen. Noch heute bedienen sich die Wilden gewisser Pflanzen, um ihre Waffen zu vergiften. Es sei hier an das Pfeilgift der südamerikanischen Indianer, das Curare, erinnert, das die Nerven lähmt und durch Stilllegung der Atemmuskulatur zur Ersticung führt. Andere Völkerschaften kannten Bakteriengifte wie z. B. Starrkrampf- oder Faulnisgifte. Die alten Germanen verwendeten ebenfalls Waffen, die mit

„Säure“, einer Mischung von Sturmhut (Aconitum) und Germer (Veratrum) vergiftet waren. Die Antike kannte und schätzte die pflanzlichen Gifte. Besonders der Name des Königs von Kappadocien, Nithribates VI., der von Pompejus besiegt wurde, wird Jahrhunderte lang als der des größten Giftmischers gerühmt. Nithribates, so geht die Ueberlieferung, soll sich, um den Nachstellungen seiner heimlichen Feinde zu entgehen, durch den Genuß zunächst kleiner, dann immer steigender Dosen — eine Methode, die mit der modernen aktiven Immunisierung gegen Infektionskrankheiten eine große Ähnlichkeit hat — allmählich so giftig gemacht haben, daß er jedem Gifte widerstand; ja, als er freiwillig durch Gift aus dem Leben scheiden wollte, mißlang ihm der Versuch, und er mußte zum Schwerte greifen. Auf Nithribates geht auch ein als Allheilmittel das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit hinein verwandtes Gemisch, das Antidot des Nithribates oder Iherial zurück. Es stellt eine Komposition von 54 Kräutern dar, unter denen Fenchelthymian, Bäurwurz, Klee, Anis, Fenchel, Eppich, Erdenmehl vorkommen, alles Substanzen, denen man heute kaum noch eine medikamentöse Wirkung zuerkennen kann.

Auch die Vorstellungen, die in früheren Zeiten über die Art der Wirksamkeit verbreitet waren, vermögen wir nicht mehr zu teilen. Schleimende Gifte in dem Sinne, daß sie, heimlich beigebracht, allmählich, ohne daß der Vergiftete es merkt, seine Widerstandskraft schwächen und ihn langsam töten, gibt es nicht. Denn die metallischen Gifte wie Blei, Quecksilber und Phosphor, die in der modernen Industrie so häufig zu chronischen Vergiftungserscheinungen führen, kommen für kriminelle Zwecke nicht in Betracht. Noch weniger Glauben zu schenken ist jenen Giften, die ihre Wirkung schon entfalten sollten, wenn das Objekt des Anschlages sie an seinem Körper, etwa als Ring am Finger, trug. Immerhin muß aber zugestanden werden, daß die Giftmischerei in Europa im Mittelalter, und in den darauf folgenden Jahrhunderten es zu einer sippigen Blüte gebracht hat. Am berühmtesten aus jenen Zeiten ist wohl das Gift der Borgia und das Gift der römischen Giftmischerin Tosana, die über hundert Menschen das Leben kostete.

Natürlich hat auch die Kenntnis noch so vieler giftiger Substanzen niemals zu einer Kenntnis der besonderen Wirksamkeit eines einzelnen Giftes führen können. Die Lehre von den Giften, die Toxicologie, hat erst in dem Augenblicke festen Boden unter die Füße bekommen, als man aufhörte, das Gift als etwas Einheitliches, Absolutes, Mythisches zu betrachten, sondern auch auf dies Gebiet die neue beobachtende und experimentierende Methodik der Naturwissenschaften anwandte. Man gewöhnte sich daran, Gifte, gleichviel ob es aus Pflanzen oder Mineralien stammte, als chemische Substanzen anzusehen und seine Wirkung auf den Organismus sich als eine chemische Reaktion vorzustellen. Aber trotz der großen Fortschritte, die die Toxicologie gemacht hat, und trotz der vollständigen Ueberlicht über die einzelnen Arten der Gifte, die es gibt, gelingt es nur schwer, eine kurze, klare und scharf umschriebene Erklärung für den Begriff „Gift“ zu geben. Man wird zunächst daran denken, daß das Gemeinname aller Gifte ihre schädliche Wirkung auf den Organismus sei. Diese Begriffsbestimmung aber ist auf der einen Seite zu weit. Siedendes Wasser, Glaspfitter, Stednadeln schädigen zwar den Körper, aber es sind doch keine Gifte, ebensowenig wie tierische Schmarotzer, z. B. Bandwürmer, welche die Ernährung untergraben. Eher spielt schon der Quantitätsbegriff eine Rolle; aber auch nicht in dem Sinne, daß jede Substanz von einer bestimmten Menge an giftig würde, daß Wasser z. B. in großen Mengen getrunken, wegen seiner mechanisch-schädigenden Wirkung auf Herz und Kreislauf den Charakter eines Giftes erhielte. Gifte entfalten ihre Wirksamkeit schon in verhältnismäßig geringer Menge. So ist die tödliche Dosis des Atropins, des Tollkirschengiftes, 130 Milligramm, bei Aconitin, dem Gifte des Sturmhutes, nur 4 Milligramm. Aber diese Menge ist eigentlich nur relativ klein. Kommt doch die Wirkung des Aconitins so zustande, daß es an ein paar Ganglienzellen im Kopfmark herangelangt, diese erst reizt und dann lähmt. Die Masse der Ganglienzellen, die angegriffen werden, stehen dabei in gar keinem auffälligen Mißverhältnis zu der Menge des Aconitins. Verringert man die Giftdosis, so schwächt sich auch die Wirkung ab, man kommt dann schließlich an einen Punkt, jenseits dessen ein schädigender Einfluß gar nicht mehr zu spüren ist, und befindet sich nun im Bereiche der Wirksamkeit eines Medikamentes! Man spricht dann auch nicht von einem Gifte, sondern von einem stark wirkenden Arzneimittel, für dessen Anwendung die Arzneilehre nur gewisse Mengen gestattet. So beträgt die tägliche Maximaldosis des vorher erwähnten Atropins 3 Milligramm, also  $\frac{1}{40}$  der tödlichen Dosis. In den giftigen Mengen lähmt das Atropin die Sekretion aller Drüsen, hebt die Kontraktion der Augen auf, indem die Pupillen sich erweitern, lähmt weiter die Hemmungsrichtungen am Herzen, so daß der Herzschlag beschleunigt wird, ebenso wie die Darmmuskulatur. Der Tod erfolgt durch Atemlähmung. Anders wenn man innerhalb der medikamentösen Zone bleibt. Dann lassen sich mit kleinsten Dosen unter einem halben Milligramm rein lokale Wirkungen erzielen, die sich auf den Ort der Anwendung beschränken. Ins Auge geträufelt, ist es das ausgezeichnete Heil- und Vorbeugungsmittel gegen Regenbogenhautentzündung. Bei Kreislaufstörungen, die die Darmgefäße verengt, hebt Atropin diese Verengung auf, beim Magengeschwür, das mit einer übermäßigen Absonderung von saurem Magenast zusammenhängt, tritt die sekretionshemmende Eigenschaft zutage.

An diesem willkürlich gewählten Beispiel sieht man, wie Gift durch Verringerung seiner Quantität zu einem vielverwandten Heilmittel wird.

Man hat endlich, um der Definition des Begriffs „Gift“ wieder näher zu treten, sagen zu können geglaubt, daß Gifte Stoffe seien, die den gesunden Organismus schädigen. In der Tat aber können Anregungsmittel, die für den Gesunden ganz indifferent sind, bei erkrankten oder irgendwie disponierten Individuen durchaus Giftwirkung entfalten. Eine Tasse Kaffee kann bei bestehender Arterienverkalkung zu einer tödlichen Hirnblutung führen, ein Teller Krebsuppe bei Idiosynkrasie gegen Krebse einen heftigen Nesselausschlag verursachen. Kinder sind viel empfindlicher gegen die stark wirkenden Arzneimittel. Man muß daher die zur Anwendung gelangenden Mengen auf das äußerste herabsetzen. So ist die tödliche Atropindosis für das Kind statt 130 nur 95 Milligramm. Schließlich gibt es auch unter den stark wirkenden Substanzen solche, die den gesunden Organismus ganz anders als den Kranken beeinflussen. Am bekanntesten für dies Verhalten ist der Aufguss der Fingerhutblätter, des meist angewendeten Herzmittels. Befindet sich das Herz in gesundem Zustand, so wirkt man von der Digitalis keinerlei Wirkung. Steigt man mit der Menge, so treten schließlich Vergiftungserscheinungen in den Organen des Kreislaufes auf: der Puls wird unregelmäßig, klein und beschleunigt. Ganz anders beim kranken Herzen, das in seiner Kraft geschwächt ist und nur unvollständig seinen Funktionen nachkommen kann. Hier wirkt Digitalis regulierend: der Puls wird langsam und kräftig. Aus allem geht hervor, daß man zweckmäßig mit Gift eine Substanz bezeichnet, die durch ihre Eigenschaft das chemische Geschehen im Organismus zu dessen Ungunsten beeinflusst.

Die Art und Weise, wie ein Gift sich mit den chemischen Substanzen im Organismus bindet, um zu einer Wirkung zu gelangen, ist noch nicht für jeden Fall aufgeklärt. Zunächst müssen die physikalischen Eigenschaften der giftigen Substanz derartige sein, daß es rein mechanisch zu einer innigen Berührung mit der anzugreifenden Oberfläche des Organs kommen kann. Das Gift muß in fein verteiltem Zustande an die Körperzellen herantreten. Im festen Zustande wirken Gifte nicht oder doch nur sehr langsam. Eine hervorragende Rolle spielt bei der Giftwirkung eine Form der Löslichkeit, nämlich die in Fett und fettähnlichen Stoffen. Sehr viele Körperzellen, besonders aber die Ganglienzellen des Zentralnervensystems sind nach einer geistreichen Theorie, die nach ihrem Entdecker den Namen der Meyer-Overtonschen Rasfositheorie trägt, mit einer von solchen Fettstoffen gebildeten Membran umschlossen. Diese läßt nur solche Substanzen in die Zelle eindringen, die in Fett lösbar sind. Alle diejenigen Stoffe, welche die Beschaffenheit haben, wirken narfotisch: so das Chloroform der Äter u. a. m. Allein dieses Gesetz gilt nur für die Narcotica, andere stark wirkende Medikamente wirken kraft eines ganz anderen chemischen Mechanismus. Diese werden zu denjenigen Zellen hingezogen, zu denen kraft ihrer ähnlichen Konstitution eine gewisse chemische Verwandtschaft besteht. Dann lagern sich die Giftkörper an die Atomkomplexe der Zellen an, heben Verbindungen mit ihnen ein, die den Organismus stark schädigen, weil die nun entstandenen Substanzen durchaus nicht in der Lage sind, die für die Erhaltung des Körpers notwendigen Funktionen zu verrichten.

Zu jedem Gifte gibt es nach vollständiger Anschauung ein Gegengift, d. h. ein zweites Gift, das die Wirkung des ersten aufhebt. Dies ist, wenn man nicht verallgemeinern will, richtig. Besonders die zu den Alkaloiden gehörigen Pflanzengifte werden von Gegengiften derselben Giftgattung in ihrer Wirkung aufgehoben. So ist Atropin ein Gegengift für das Muscarin des Fliegenpilzes, desgleichen für Morphinum und Opium, andererseits letztere wieder das Gegengift für Atropin; weiterhin wird Pilacarpin gegen Vergiftungen mit Wilsenkraut gebraucht. Auch der lebende Organismus hat die Fähigkeit, sich der Gifte auf verschiedene Weise zu entledigen. Er bildet Gegengifte bei Infektionen — aber dies nur gegen Bakterien- und Tiergifte, nie gegen irgend welche Pflanzengifte, die sich mit den Giften verbinden und diese unschädlich machen.

### Aus E. T. A. Hoffmanns Tagebüchern.

Daß E. T. A. Hoffmann sehr unter den drückenden Verhältnissen gelitten hat, in denen er in Bloß lebte, war bekannt. Wie weit dies aber ging, darüber geben die mit größter Spannung erwarteten Tagebücher Auskunft, aus denen in der Deutschen Rundschau einiges mitgeteilt wird.

Die zierlichen Originale, die mit dem Sixtischen Nachlaß an das Märkische Museum gekommen sind, bieten des Interessanten und Amüsanten die Fülle. Hoffmann konnte die Enge und Kleinlichkeit seiner juristischen Tätigkeit schwer ertragen und widmete sich stark der Musik. Ueber alles stehen in den Tagebüchern eingehende Reflexionen.

Am 2. Oktober 1803 schreibt er:

„Noch ein guter Gedanke! — Mit meinen musikalischen Ideen gehts mir so wie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich in diesen Tagen las, Eingebungen: — Erst schwirt's mir wild im Kopfe herum — dann fange ich an zu fasten und zu beten d. h. ich setze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen

Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Zimmers — bald steht die Idee klar da — ich fasse und schreibe sie auf wie Savonarola seine Prophetieungen — Obs nur andere Componisten auch so machen mögen? — aber das erfährt ein Königl. Brß. Regierungs Rath in Bloch nicht!

Ich bin aber doch noch sehr verstimmt.“ — — — — —  
Am 16. Oktober:

„Wann werd' ich mehr als das ewige todte Einerley hier wiederholen dürfen — Die Kindergruppe hab' ich fertig componiert — Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker geboren wurde? — Ich muß die Frage dem Präsidenten (Feyer) vorlegen oder mich bey dem Großkanzler darnach erkundigen: die werdens wissen! — In Veders Erholungen fand ich ein musikalisches Gedicht Stasodion — der Gedanke liegt mir auf es zu componiren und zum Oratorio zu machen. — „Alles was Odem hat lobe den Herrn“ soll eine tüchtige Fuge abgeben. Amen es geschehe also!“

Am 17. Oktober:

„Gearbeitet den ganzen Tag! — O weh! — ich werde immer mehr zum Regierungsrath — Wer hätte das gedacht vor drey Jahren — Die Muse entflieht — der Altentraub macht die Aussicht kuster und trübe! —

Das Tagebuch wird merkwürdig, weil es der Beweis der ungeheuren Erbärmlichkeit ist, in die ich hier versinke — Wo sind meine Vorsätze hin! — wo meine schönen Pläne für die Kunst? —

Allmächtiger (Heyme) — bitte für mich! — hebe mich weg aus diesem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der Elbe — oder laß mich den Rhein, wie Nojen das gelobte Land, aus der Ferne sehen!“

Am 7. Januar:

„Mit unbehaglichem Gefühl stand ich heute auf, die Folge des gestrigen Raufes — ich muß nun einmal strenge Diät halten, um meine Kränklichkeit ganz los zu werden — Nachmittag den „Candide“ gelesen — die Norm eines guten Roman's — der philosophische durchgeführte Satz versteckt sich hinter dem Vorhange voll Carraturen — die Würze ist der Menschen Albernheit.“

Als er zu kurzem Aufenthalt nach Königsberg kam, gibt er die Schilderung einer Begegnung mit einem jungen Mädchen, die sich wie ein Stück aus den „Kreiskleriana“ liest:

Am 13. Januar:

„Ein kleiner Vorfall! — nein kein kleiner Vorfall — ein Ereignis — wichtig für Kopf und Herz hebt den heutigen Tag über seine trüben älteren Brüder heraus — Ein junges blühendes Mädchen, schön wie Correggios Magdalene — gewachsen wie die Grazien der Angelika Kaufmann, stand Nachmittags vor mir! — es war Malchen Bait — Sie hatte den Mutter Grazie — das Ideal meiner kindischen Fantasien von dem Vormahl's meiner Inamorata stand vor mir — eine süße unbekannte Wehmut ergriß mich — sie blickte mich mehrmals bedeutend an — gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig, als sie mir — Die Mamsell Rink die jüngere introducirte sie — der Onkel sprach unendlich lange von einem Begräbnis — vergebens rang ich darnach, denn Gespräch eine interessante Wendung zu geben — das aufgeblühte Mädchen wollt' ich mit meinen GeistesArmen umranken — ich wollt sie unmerklich in die magischen Kreise meiner Imagination ziehen — einige empfindliche Augenblicke hätten mich schadlos gehalten für das geisttödtende Einerley der vorigen Woche — aber es ging nicht — die Rink verdrach mir alles mit ihrem bleyernen Wesen — mit ihrer Langweiligkeit —

Ich lese Rousseaus „Bekenntnisse“ vielleicht zum 30ten mal — ich finde mich ihm in manchem ähnlich — Auch mir verwirren sich die Gedanken wenn es darauf ankommt, Gefühle in Worte zu fassen! — ich bin sonderbar bewegt! — Der Todten sey hier ein Monument gesetzt! — es ist lebendiger wie sonst die Castra doloris zu seyn pflegen, da statt des marmornen Todesengels auf jenen hier eine lebendige Grazie die Haupt Rolle spielt —

Das Compliment zum Abschiede war höchst abgeschmackt — ich wollt zu viel sagen — bey gehöriger Ruhe rede ich wie oft auch im Traume am schönsten — ich mache auch wohl Improptus, aber alles wie gesagt mit Ruhe! —

Warum halte ich nicht Buch über meine wibige Einfälle wie der seltsame Geheimrat Baumgarten? — Könnte sie denn bey guter Gelegenheit mit Effect anbringen — Voltaire machte es nicht besser — er soll auch mehrere unverbrauchte Einfälle nachgelassen haben! — Kostbarer Nachlaß — unschätzbare Legat für einen schönen Geist! —“  
D. R.

**Vermischtes.**

\* Ein Mann, der sich nicht irren kann. Der Austritt, den der Pariser Korrespondent der Gazzetta di Venezia erzählt und der sich vor nicht allzu langer Zeit in der Seinestadt abgepielt haben soll, führt in den Kassenraum des Rothschild'schen Bankhauses in Paris. Es herrscht die weihevollte Stille, die man immer an solchem Orte trifft; mit lässiger Gebärde und verblüffender Sicherheit zählt der Hauptkassierer den harrenden Klienten die

Tausendfrank-Scheine auf das marmorne Zahlbrett. Der Zufall will, daß einer der Rothschild's durch den Kassenraum kommt; die Zigarre zwischen den Lippen bleibt er einen Augenblick ein paar Schritte von dem Hauptkassierer entfernt stehen und beobachtet mit nachdenklichem Interesse die fabelhafte Fingerfertigkeit, mit der der Kassierer die Scheine zählt. Da tritt plötzlich ein Herr, ein Bündel Tausendfrank-Scheine noch in der Hand, an den Schalter: „Herr Kassierer, Sie haben sich um 1000 Frank geirrt!“ „Ausgeschlossen!“ erklärt der Kassierer und wirft einen nervösen Blick auf den hinter ihm stehenden Chef. „Doch, Sie haben sich geirrt, Sie haben mir statt zehntausend Frank elftausend gegeben. „Unmöglich!“ wiederholt sichtlich nervös der Kassierer. Der Fremde steckt ihm den Tausendfrankschein entgegen: „Doch, dies war zuviel.“ Der Kassierer streckt schon die Hand aus, da mischt sich der Baron ein und erklärt kalt: „Der Kassierer von Rothschild kann sich nicht irren!“ und weist den Schein zurück. Der Fremde zuckt die Achseln, steckt den Schein ein, und eine Minute später herrscht wieder die gleiche geschäftliche Stille . . .

Der taktvolle Reisende. Ein junger Mann, der von einer großen Firma in Manchester als Geschäftreisender engagiert wurde, erhielt von den Chefs einen Wink, daß der große Fehler seines Vorgängers Mangel an Takt gewesen sei und daß er sich deshalb sehr taktvoll benehmen müsse. Der junge Mann versprach, sich des größten Taktes zu befleißigen, und ging auf die Tour. Zum Erläutern und Entzücken seiner Chefs liefen nun Ordres in einem noch nicht dagewesenen Umfange ein: der neue Geschäftreisende erwies sich als eine vorzügliche Kraft. Der Höhepunkt seiner Erfolge aber wurde erreicht, als er einen großen Auftrag von einer Firma überbandte, mit der sein Haus einen großen Krach gehabt hatte und seit Jahren außer Geschäftsverbindung gewesen war. Die Chefs hielten es nun nicht mehr vor Neugierde aus; sie wollten hinter das Geheimnis ihres neuen Geschäftreisenden kommen und fragten ihn sogleich nach seiner Rückkehr, wie er das alles zuwege gebracht habe. „Ich folgte nur Ihren Wünschen,“ lautete die Antwort; „ich war in jeder Situation taktvoll. Als ich z. B. in Mr. W.'s Laden kam, fragte er mich, was für eine Firma ich vertrete. In Anbetracht der Umstände, die mir bekannt waren, überreichte ich ihm meine Karte und sagte: „Ich reife halt nun mal für diese verdammten Idioten!“

\* Genügsam. Zwei heiraltslustige junge Damen sprechen von Weihnachten. „Nun, würde ein sehr großer Strumpf genügen, um alle deine Weihnachtswünsche aufzunehmen?“ — „Nein, Elvira, aber ein Paar Soden wären mir genug . . .“

\* Abgehärtet. Rechtsanwalt (nach der Verhandlung) zu seinem Klienten: „Das Kreuzverhör scheint Sie wenig beunruhigt zu haben. Haben Sie schon früher Kreuzverhöre durchgemacht?“ — „Ach, ich bin Vater von sechs Kindern.“

\* Abschreckungstheorie. „Da ist ein berühmter Bädagog, der meint, jeder Mensch müsse täglich etwas Boesie oder wenigstens ein Gedicht lesen.“ — „Ach, der Mann hat recht: wenn mehr Leute täglich Gedichte läsen, gäbe es vielleicht weniger, die immerzu Gedichte zu machen versuchen.“

**Zitatenrätsel.**

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. O, ich bin flug und weise  
Und mich betrübt man nicht.
2. Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,  
Der in der Stille der ländlichen Flur.
3. O süße Stimme! Bielwilkommner Ton  
Der Mutter sprach' in einem fremden Lande!
4. Selig durch die Liebe, Götter . . . .
5. Mein Levala lob ich mir!  
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.
6. Dies Kind, kein Engel ist so rein.
7. Als ich noch im Flügelkleide  
In die Mädchenkneule ging.
8. Die Pindus der Wüste geloben, keine Fische zu essen,
9. Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- |                         |                      |
|-------------------------|----------------------|
| 1. Ld4 - g1             | Kd5 - e4 oder A.)    |
| 2. Da6 - c4: ♯.         | Ke4 - f8 (f5)        |
| 3. Dc4 - g4 ♯ und Matt. | A.)                  |
| 1. . . . .              | e4 - c3              |
| 2. Da6 - b7 ♯           | Kd5 - c4 oder d6.    |
| 3. Sd7 - e5 oder        | Lg1 - c5 ♯ und Matt. |